

**mare**

noch die ganze Erbschaft abgreifen. Na dann! Und das alles, kurz bevor wir den Friedhof betreten.

Nichts davon dringt zu mir durch.

Ich bewege mich durch eine Schwarz-Weiß-Welt – lange Kamerafahrten, unterbrochen von Blackouts. Ich denke an *Stranger Than Paradise*. Ich sehe mich selbst, wie ich meinen Koffer schleppe, in der Nähe eines zugefrorenen Sees im Norden der USA, oder eine Straße entlang, die in den Strand von Morro Bay, Kalifornien, mündet.

Dieser Mann nach der Beerdigung. Er drückt mir die Hand. Er sagt immer wieder: »Oje, was für eine Tragödie, was für eine Tragödie, Sie haben alles verloren, Ihre Mutter, Ihren Bruder und jetzt auch noch Ihren Vater, wie gut, dass Ihnen noch das Segeln bleibt.« Ich runzele die Stirn. Ich antworte, äh, ich verstehe nicht ganz. »Das Segeln, die Boote, wenn man sich für etwas begeistert im Leben, ist das wie ein Rettungsanker; ohne so etwas geht man unter, und gerade das Segeln wird Sie über Ihre Sorgen hinwegtragen.« Mein Bruder war ein leidenschaftlicher Segler. Er hat sogar mehrmals bei der französischen Meisterschaft mitgemacht. Ich habe das nie leiden können. Ich bin gern im Wasser, Brustschwimmen, eine Bahn nach der anderen, immer wieder untertauchen, bis ich meine Lunge nicht mehr spüre – aber immer nur an der Oberfläche zu bleiben, über einen See oder das Meer zu gleiten, das halte ich nicht aus. Ich stehe nicht über den Dingen. Ich bin mittendrin.

Der Mann wartet auf eine Antwort. Ich nicke. Ist eigentlich egal, wenn man uns durcheinanderbringt. Ich bin ohnehin dabei, mich aufzulösen.

—

Dann dieser andere Mann. Er fragt nach der Wohnung meines Vaters. Ein Makler. Direkt hinter ihm steht mein Onkel. Der Mann stopft mir seine Visitenkarte in die Tasche und sagt: »Es könnte sein, dass ich Interessenten habe.«

Ich frage mich, ob es Leute gibt, die jeden Tag die Todesanzeigen durchsehen und dann auf den möglichen Verkauf der Wohnungen spekulieren.

—

Danach folgt – schon wieder – meine Stroboskop-Wahrnehmung.

Ich gehe durch Gärten, Flure, Wohnzimmer, durchschreite leere Räume, bin unbeteiligter Passant.

Nein. Ich berühre die Dinge auch.

Ich küsse zerknitterte Haut, drücke schwielige Hände, streiche über Trauerflor und Spitze,

über Satin, Seide, Wolle. Ich erkenne die verschiedenen Stoffe. Die Farben haben sich verflüchtigt, aber die Texturen bleiben.

Ich lebe im Aquarium.

Verstohlen beobachte ich meinen Körper. Ich bin mir sicher, meine Haut wird durchsichtig werden, und mir werden Kiemen und Gräten wachsen.

—

Eines Spätnachmittags – keine Ahnung, welcher Wochentag, welches Datum. Der Arzt hat mich wegen Überanstrengung krankgeschrieben. Drei Wochen, in denen ich ohne den Alltag im Collège auskommen muss. Samuel und ich auf einer Cafétterasse. Die vorbeigehenden Leute reden laut. Samuel sagt: »Wenn du willst, dass ich gehe, mache ich das. Ich kann komplett aus eurem Leben verschwinden.«

Bilder von Laure und mir, von unserem Leben zu zweit. Von einer Zukunft, die wie eine viel befahrene Straße ist – Arbeit, Karriere, Kinder, Familie.

Familie, Familie, Familie.

Mir wird plötzlich bewusst, dass ich kein Sicherheitsnetz mehr habe.

Als ich noch klein war, sah ich im Fernsehen *La Piste aux étoiles* – eine Abfolge von Zirkusnummern. Das Erschauern im Publikum, wenn der Ansager in der schillernden Weste verkündete, dass nun die Seiltänzer oder die Trapezkünstler kamen – und dass es dieses Mal kein Netz geben würde, dass sie ihr Leben aufs Spiel setzten, für Sie, verehrte Zuschauer.

Ich bin das Erschauern im Publikum.

Ich kann aus mir machen, was ich will. Salto rückwärts. Flickflack. Überschlag.

Ich bin niemandem mehr Rechenschaft schuldig.

Ich blicke auf und starre Samuel an.

Ich habe ihn immer sehr gern gehabt.

Seinen schrägen Humor, seine unaufdringliche Intelligenz, seine Art, zu beobachten. Wir haben uns im Lycée kennengelernt. Wir saßen draußen auf den Stufen. Wir kannten uns vom Sehen – wir gingen nicht in dieselbe Klasse, hatten aber gemeinsame Freunde. Eines Abends nach der Schule hatten wir keine Lust, nach Hause zu gehen. Etwas Frühlingshaftes, Leichtes lag in der Luft. Ich schlug vor, in einem Café um die Ecke etwas zu trinken. Als wir nach Hause gingen, war es schon dunkel. Ich hatte meine Mutter angerufen. Hatte ihr gesagt, dass ich gerade etwas Wichtiges erlebte, dass sie sich keine Sorgen zu machen brauche. Sie hat immer geglaubt, ich hätte damals das erste Mal mit Laure geschlafen. Jetzt wird mir die ganze Ironie dieser Sache bewusst. Aber das heißt

nicht, dass ich etwas bereue. Samuel hat mir Laure nicht ausgespannt. Das Ganze ist viel komplizierter. Und das Band zwischen ihm und mir ist stark. Sonst wäre er heute Abend nicht hier.

Also betrete ich unbekanntes Terrain. Ich sage Nein. Nein, ich will, dass du dableibst. Egal, was passiert, ich will, dass du bleibst.

—

Ich höre mir Litaneien an, Rosenkränze, Entschuldigungen. Alles um mich herum ist ein einziges Beteuern, Rügen, Rechtfertigen.

Ich miste aus.

Fotos, Briefe, Socken, Anzüge, Unterwäsche, Zeitschriften, Bilderrahmen. Ich kann nicht mehr aufhören damit. Ich murmele »Tabula rasa«. Wie ein Mantra sage ich mir immer wieder: »Ich bin zweiundzwanzig, ich bin zweiundzwanzig, ich bin zweiundzwanzig.« Ich weiß nicht, was dieser Satz bedeuten soll. Er hilft mir einfach, mir und meiner durchlöchernten Lunge, eine weitere Bahn im Schwimmbassin durchzuhalten, und noch eine. Ich warte auf die Implosion. Manchmal sehe ich den Beckengrund. Ich bin nicht der Einzige, der die Katastrophe erahnt.

Ich rede mit dem Makler, dem Bankangestellten, dem Bestatter, dem Notar und spüre dabei ein leichtes Zurückschrecken – während sie sich mit mir unterhalten, versetzen sie sich für zwei Minuten in meine Lage, keine Eltern mehr, keinen Bruder, eine Freundin, die drauf und dran ist, mit dem besten Freund abzuhaufen, ein Aushilfsjob, nichts, das hält, nichts, das bindet, morgen kann ich nach Neuseeland auswandern, zu den afghanischen Rebellen gehen, mich auf den Berg Potala zurückziehen und Gebetsmühlen drehen, mein Leben hat keinerlei Bedeutung mehr, mein Tod wird kein Drama sein. Höchstens ab und zu ein Aufflackern, ein Bild, das sich auf der Netzhaut einbrennt, ein »Ach je, und was ist aus ihm geworden?«, gefolgt von einem Seufzer und einem »Er hat aber auch wirklich kein Glück gehabt« – ein Seufzer, der eine Weile in Laures oder Samuels Brust haften bleibt, aber das Leben geht weiter, die Jahre verstreichen, man muss die sprichwörtliche Midlife-Crisis abwarten, um erneut in der Erinnerung der anderen existieren zu dürfen. Bis dahin fließt noch viel Wasser den Bach runter.

Totale Freiheit.

Ist selten.

Und teuer erkaufte.

Furchtbar teuer.

—

Der Notar bittet mich, in einem Sessel Platz zu nehmen. Er behandelt mich wie einen Zehnjährigen. Ich nehme jedes Detail wahr. Einen Fettfleck auf seinem Hemd. Die Samtvorhänge, die von diesen Fransendingern gehalten werden, wie heißen die noch mal, *Raffhalter*, genau, oder doch nicht – *Raffhalter*? Ich bin drauf und dran, ihn zu fragen, besinne mich aber eines Besseren. Das ist ganz bestimmt nicht der richtige Zeitpunkt, der Notar wird gerade sehr ernst.

Es gibt potenzielle Käufer. Ebenjene, die der Makler aufgetan hat. Die Frau hat als kleines Kind in dem Haus gelebt, ihre Mutter wohnt um die Ecke und wird langsam alt, es wäre einfach ideal.

Ich bin ein Ideal. Ein hausgewordenes Ideal.

Der Notar wirkt zufrieden, weiß aber auch, was sich gehört. Er nimmt Rücksicht auf die Umstände. Er möchte nur wissen, ob ich einverstanden bin oder ob ich diese Wohnung behalten will, mit allen Belastungen, die auf mich zukämen, Grundsteuer, Kommunalsteuer und der ganze Rest. Und erst die Erinnerungen. Seine Brust hebt sich kurz, was bedeuten soll, dass er genau weiß, wie weh Erinnerungen tun können.

Aber er verdient auch sein Geld damit.

Er fügt hinzu: »Es gibt da noch ein kleines Problem« – die potenziellen Käufer haben ihr altes Eigentum schon verkauft, sie haben es ein bisschen eilig, darum akzeptieren sie auch ohne Weiteres den Preis, doch Ende Juli brauchen sie eine neue Bleibe, die Wohnung müsste schnell leer geräumt werden, ob ich darin ein Problem sähe? – immerhin hätte ich ja noch meine Zweizimmerwohnung und stünde nicht auf der Straße.

Er hält mich für einen Idioten.

Ich nehme ihn fest ins Visier. Ich habe wohl ein Talent dafür, den Blick meines Gegenübers mit meinem festzunageln und nicht mehr loszulassen, als würde ich den anderen bei den Eiern packen. Mein Blick ist dabei offenbar verblüffend wild. So sitzen wir eine Minute lang wortlos da.

Und dann lasse ich los.

Ich lasse alles hinter mir.

Ich sage Ja. Zu allem. Verkauf, schnelle Abwicklung, Plünderung der Wohnung, Alles-muss-raus. Ich werde das schon schaffen.

Der Notar kann es nicht fassen.

Um ein Haar lässt er die Korken knallen.

Vertragsunterzeichnung ist in einer Woche, »wenn Sie einverstanden sind«.

—

Ich gehe nach draußen.

Samuel wartet auf mich. Es ist drei Uhr nachmittags. Er ist seit Kurzem arbeitslos. Laure hat erst um halb sechs Feierabend. Er fragt mich, was ich machen will. Ich zucke die Achseln. Antworte: »Mich auf die Rückbank legen.« Er setzt sich ans Steuer. Fährt ziellos herum. Wir fahren aus der Stadt raus. Ich starre an die Decke und auf die Wolken, die über den grauen Himmel ziehen. Irgendwann kehre ich beinahe wieder in meinen Körper zurück.

Beinahe.

—

Wir räumen alles leer.

Samuel hat die ganze freie Zeit darauf verwendet, die ihm im Moment zur Verfügung steht. Er hat eine Annonce in die Lokalzeitungen gesetzt. *Haushaltsauflösung, Verkauf der Möbel und persönlichen Gegenstände in der Rue Jean-Louis-Delaporte 20, Apartment Nr. 4.* Er hat die Sachen sortiert und sie auf die verschiedenen Zimmer verteilt. Dann haben wir sie zusammen beschriftet. Etiketten ausgeschnitten, Preise daraufgeschrieben und sie festgeklebt. Er fragt mich, ob ich wirklich nichts behalten will. Nein.

An dem Abend, bevor zur Jagd geblasen wird, gehen wir runter in den Keller. Graben zwei Kisten Champagner aus, die hinter den Holzvorräten versteckt sind. Wir stoßen an, obwohl wir unsere Zweifel haben. Wir glauben, dass niemand Interesse haben wird.

Wir irren uns.

Es kommen Massen.

—

Der Porzellanhund, den meine Tante von einer Madeira-Reise mitgebracht hat.

Der tragbare Fernseher.

Ein Lodenmantel Größe 54.

Zwei Korbsessel.

Ein Stapel handbemalter Teller aus Vallauris-Plage.

Ein wuchtiger Geschirrschrank aus Kirschbaumholz.